

scheidung, Gewalt gegen jüdische Nachbarn, Bekannte und Passanten auszuüben und ganze jüdische Gemeinschaften auszulöschen, nicht schlüssig erklären kann. Zahlen und Daten spiegeln nicht unbedingt die menschliche Wahrnehmung wider: Ob Juden tatsächlich die Kommunisten unterstützten, ist dabei irrelevant, entscheidend ist vielmehr die Vorstellung der jeweiligen Mehrheitsbevölkerung darüber in einer Atmosphäre der Straflosigkeit.

Diese Schwächen einer alleinigen Analyse von konkreten lokalen Vorbedingungen treten umso mehr zutage, wenn man die Befunde der Vf. mit der antisemitischen Gewalt kontextualisiert.

Insofern würde die Betrachtung antisemitischer Gewalt in der Region *per se* in einer Langzeitperspektive weitere Erkenntnisse versprechen. Dies gilt insofern, als es in zahlreichen Orten schon Jahrzehnte zuvor, etwa im Zuge der militärischen Konflikte Polens mit der Westukrainischen Volksrepublik und Sowjetrußland 1918–1920, zu zahlreichen Pogromen gekommen war. Des Weiteren hätte man die unmittelbaren Faktoren – wie den Machtwechsel, die Gruppendynamik im Pogromgeschehen oder das jeweilige Verhalten der deutschen Truppen bzw. der Zivilbevölkerung vor Ort – näher zu beleuchten versuchen können, um dieser komplexen Thematik gerecht zu werden.

Wien

Eva Reder

Barry H. Cohen: Opening the Drawer. The Hidden Identities of Polish Jews. Photographs by Witold Krassowski. Vallentine Mitchell. London – Portland, OR 2018. 323 S., zahlr. Ill. ISBN 978-1-910383-81-0. (£ 17,50.)

Der in London ansässige Journalist Barry Cohen hat Gespräche mit mehreren Dutzend Zeuginnen und Zeugen des 20. und 21. Jh. aus Polen geführt, denen – in C.s Begrifflichkeit – eine „verborgene Identität“ zueigen gewesen sei, denn ihnen war nicht bekannt oder bewusst, dass sie einen jüdischen Familienhintergrund hatten. Seit 1989/90 ist das öffentlich vollzogene Wiederanknüpfen an jüdische Wurzeln ein wiederkehrendes Thema in der polnischen Publizistik. Mittlerweile engagieren sich dafür eine Vielzahl von Vereinen, Zeitschriften und kulturellen Initiativen, denen sich nicht zuletzt auch jene anschließen können, die erst kürzlich erfahren haben, dass sich unter ihren Vorfahren Jüdinnen und Juden befanden.

Damit die Aussagen aus den Gesprächen besser eingeordnet werden können, gibt eingangs Antony Polonsky, *spiritus rector* des POLIN-Museums der polnischen Juden, einen („Foreword“ genannten) elfseitigen kundigen Überblick über polnisch-jüdische Zeitgeschichte und den gegenwärtigen Stand polnisch-jüdischer Befindlichkeiten. Die „Wiederherstellung [re-creation] jüdischen Lebens in Polen“ begreift er als eine schier übermenschliche Anstrengung. Er plädiert dafür, sich von apologetischen Geschichtsbildern zu verabschieden und die Bemühungen um eine sorgfältige und gründliche Erforschung des polnisch-jüdischen Verhältnisses fortzusetzen; Ziel müsse, so Polonsky, eine „Normalisierung sowohl der bei Polen anzutreffenden Einstellungen über die Vergangenheit als auch der polnisch-jüdischen Beziehungen“ sein (S. xvii f.).

In seiner Einführung berichtet C. über seine eigene Familie, die sich auf Wurzeln in einem polnischen Stetl bezog, das er wiederfinden wollte. Auf der dafür unternommenen Reise habe er erfahren, dass nach dem Ende des Kommunismus „immer mehr Polen ihre jüdischen Vorfahren entdecken und erforschen würden“ (S. 2). Nachdem er wissenschaftliche Expertise eingeholt hatte, nahm das Vorhaben Gestalt an, jene zu befragen, die Erfahrungen dieser Art gemacht hatten – um sie darüber berichten zu lassen, wie dies ihr Leben veränderte.

Die Interviewten gehören drei Generationen an: Gespräche wurden mit 12 betagten Personen geführt, welche die Schoah als Kinder überlebt hatten, sodann mit 20 nach Krieg und Besetzung in der Volksrepublik Polen Aufgewachsenen und mit 21 von der postkommunistischen Demokratie Geprägten. Jede dieser Generationen stand einer spezifischen

polnischen Umwelt gegenüber, die ihr Leben geformt hat. Die hier veröffentlichten, jeweils mit einem ganzseitigen Porträtfoto des Fotografen Witold Krassowski versehenen biografischen Aussagen umfassen zwischen drei und neun Seiten. Sie legen anhand individueller Erfahrungen Zeugnis ab von den Verwerfungen, denen die Geschichte der Menschen in Polen in den letzten 100 Jahren ausgesetzt war. Da sich C. stets der Hilfe von Dolmetschern bedienen musste, war dies ein ehrgeiziges und mutiges Unterfangen, bei dessen Realisierung zahlreiche Hürden zu überwinden waren.

Der erste Abschnitt ist mit „Kinder des Holocaust“ überschrieben. Die Kinderüberlebenden erzählen C. von den Umständen ihrer Rettung, die sie gewöhnlich der (Mit-)Hilfe nichtjüdischer Landsleute verdanken; von Eindrücken und Episoden, in denen ihnen das Verborgene ihrer Herkunft erstmals bewusst wurde; von ihren (gewöhnlich) polnischen Ehefrauen/-männern, der katholischen Erziehung gemeinsamer Kinder; ihrem Verhältnis zum Religiösen. Einen außergewöhnlichen Fall bietet die Biografie von Romuald Jakob Weksler-Waszkinel, den seine leibliche Mutter einer polnischen Frau übergeben hatte, um ihm das Überleben zu ermöglichen. Später wurde er katholischer Priester, und nachdem er von seiner Herkunft erfahren hatte, bemühte er sich darum, beide Identitätsressourcen in sich zu vereinen; seit 2009 lebt er als Katholik in Israel und engagiert sich im Rahmen der Erinnerungsarbeit von Yad Vashem (S. 28).

Der zweite Abschnitt handelt von jenen, die in der Volksrepublik – oft als Kinder überzeugter Kommunisten – groß geworden sind, wobei üblicherweise ein Elternteil katholisch war. So verwundert es nicht, dass der Prozess der Bewusstwerdung der eigenen jüdischen Herkunft und die damit verbundenen Befürchtungen, die in der antisemitischen Kampagne 1968 kulminierten, eine wichtige, schmerzhaft Rolle spielen. Viktoria Korb, 1945 in Kasachstan als Tochter eines Flüchtlings geboren, dann in Breslau und Warschau aufgewachsen, verließ Polen 1968. Schließlich ließ sie sich in West-Berlin nieder, wo sie studierte und promoviert wurde. Sie arbeitete für die UNO und für die deutsche Entwicklungshilfe, später war sie für polnische und deutsche Medien tätig. Für die inzwischen Verstorbene war Berlin ebenso zum Dreh- und Angelpunkt geworden wie für ihre auf Erfahrungen in Deutschland, Polen, Tschechien und Israel zurückblickenden Verwandten. In der dritten Generation schließlich war die Sozialisation schon auf völlige Assimilation ausgerichtet. Freilich blieb bei den in kommunistischen Milieus Herangewachsenen häufig eine abweichende Einstellung zum Religiösen bestehen. Eryk Kowalskis Großvater väterlicherseits war als polnischer Jude aus dem „Dritten Reich“ ausgewiesen worden und überlebte als Flüchtling in der Sowjetunion, nach Kriegsende ließ er sich in Stettin (Szczecin) nieder. Kowalskis jüdische Mutter war nicht religiös, doch sein Vater ließ seine Kinder taufen. „Die meisten Juden sind getauft“, erklärt Kowalski. „Aber ich bin vor einem sehr areligiösen Hintergrund aufgewachsen“ (S. 316). Inzwischen hat er sich der jüdischen Religion zugewandt und denkt daran auszuwandern, weil es ihm schwer fällt, in Polen eine jüdische Ehepartnerin zu finden. Was die Zukunft der jüdischen Gemeinschaft in Polen angeht, der sich nur einige Tausend seiner Landsleute zugehörig fühlen, ist er pessimistisch.

Am Ende stellt der Interviewer fest, dass für ihn das POLIN-Museum, das sich der untergegangenen Welt der Juden in den polnischen Landen widmet, „das bedeutendste Symbol für die Erneuerung jüdischen Lebens in Polen“ sei (S. 6). Dies taugt als Zustandsbeschreibung, scheint jedoch kaum eine ausreichende Basis für die nachhaltige Renaissance jüdischen Lebens an Weichsel, San und Bug zu sein. Ernüchternd ist zudem C.s Bekenntnis, dass die mit dem Wahlsieg einer „autoritären, populistischen“ Partei seit 2015 eingetretenen politisch-atmosphärischen Veränderungen einige derjenigen, die sich zunächst für ein Interview bereit erklärt hatten, „gezwungen hatten“, ihre Zusage wieder zurückzuziehen. Dies kann den Wert der von C. gesammelten 53 Kurzbiografien aber wohl nur unwesentlich schmälern. Sie können als Momentaufnahmen einer facettenreichen polnisch-jüdischen Identität im zweiten Jahrzehnt des 21. Jh. auch wissenschaftlichen Fragestellungen dienlich sein.